

In Sachen Axel Münthe

Das unbekannte Kriegsbuch

Axel Munthe hat es dem deutschen Leser niemals verheimlichen wollen, daß er im Krieg auf seiten der Entente als Arzt tätig war (siehe Vorwort zum „Buch von San Michele“ S. XVII). Um ein objektives Bild zu geben, soll hierbei nicht unerwähnt bleiben, daß Dr. Munthe, gerade weil er sich der deutschen Verwundeten besonders angenommen, wiederholt in Verdacht kam . . .

Folgende Zitate aus dem zurückgezogenen englischen Kriegsbuch (1915/16!) sprechen für sich:

Vorwort zur ersten Auflage, Seite 10 und 11

Das Leiden hat keine Nationalität, der Tod trägt keine Uniform. Es gibt weder Freunde noch Feinde im „Niemandland“, das allen gemeinsam — auf der Schwelle zwischen Leben und Tod, die alle fürchten. Menschen sterben, so gut sie können, die meisten fürchten den Tod, alle fürchten das Sterben. Alle sind mehr oder weniger gleich, wenn es ans Sterben geht. Was sie mit ihrem Leben anfangen, solange es ihnen gehörte, mag den Priester angehen, wenn er zur Hand ist, den Tod kümmert es kaum, er empfängt sie alle in seiner eigenen rauhen Art, gute Menschen und böse, ihm sind sie alle gleich; ebenso sind sie es für den Arzt.

Dann und wann wollte ich mir einreden, ich hätte eine Abneigung gegen diese sterbenden Boches, aber ich kann nicht ehrlich sagen, daß dem so war — ich hatte sie im Grunde gern. Sie waren alle so verlassen, so geduldig, so bescheiden und dankbar für das Wenige, das man für sie tun konnte. Sie waren alle glücklich, einen Menschen zu finden, der ihre Sprache verstand —; die zu lächeln vermochten, strahlten förmlich in frohem Erstaunen, die es nicht konnten, begrüßten den vertrauten Klang mit einem treuerzigen Blick oder einer Träne in den müden Augen. Die reden konnten — oder fast alle unter ihnen, sprachen mit Beschämung und Bedauern von Dingen, deren Zeugen sie gewesen oder die sie begangen hatten. Sie schonten sich keineswegs; im Gegenteil, es schien, als müßten sie von den schlimmen Taten reden, als sei es ihnen Erleichterung — sie schienen kaum von anderem reden zu mögen. Ich habe so manchen von ihnen sterben sehen, sie starben wie tapfere Männer . . . Ich kann nicht vergessen, daß der ungenannte Held dieses kleinen Buches ein bayrischer Soldat war.

Seite 29 und 30

Sie kamen zu einer langen Reihe schweigender Männer mit ruhigen, bleichen Gesichtern und halbgeschlossenen Augen. Bei einem großen Soldaten machten sie halt. Ein notdürftiger Verband umgab seine Stirn, der Mantel einer sächsischen Uniform war über ihn gebreitet. „Die Zuckungen haben aufgehört“, sagte die Nonne, „aber er redet in einem fort seit heute früh.“

„Er hat eine große Kopfwunde und die Jacksonianische Epilepsie“, erklärte der alte Doktor, „ein Wunder, daß er noch lebt. Ich weiß, er müßte trepaniert werden, aber wie können wir das hier machen.“

Die Stimme des Verwundeten war noch ganz kräftig, nur sprach er mit schwindelerregender Hast. Doktor Martin beugte sich über den Sachsen, um aufmerksam dem zusammenhanglosen Wortstrom zu lauschen. Dann legte er die Hand fest auf die Stirn des Mannes, indem er sehr langsam und deutlich ein paar deutsche Worte sprach. Die Wirkung dieser Laute war unmittelbar: der Schwall von Worten versiegte sofort, der Mann lag reglos und still, als lausche er einer Stimme aus weiter Ferne. Nach einer Weile begann er von neuem zu sprechen, und wieder verstummte er, sobald der Klang von Worten in seiner Sprache sein Ohr traf . . . Der Arzt saß ganz still, die Hand auf seiner Stirn, langsam und deutlich wiederholte er die gleichen Worte; Grüße aus dem Land, in dem er geboren war. Länger und länger wurden die Pausen, in denen der Verwundete lauschte. Sein irrer Blick wurde stetiger, sein Gesicht arbeitete in der krampfhaften Anstrengung, sein Bewußtsein zu erlangen. Bald darauf lag er ganz ruhig — den Blick unverwandt auf den Fremden gerichtet, der bei ihm saß.

„Wo bin ich?“ murmelte er endlich. „Bei Freunden“, antwortete der Arzt furchtlos und mit gutem Gewissen lügend. „Fritz?“ sagte der Sachse zögernd. „Du bist verwundet, aber du bist bei Freunden und wirst bald gesund werden, um heimzukehren — wenn du ganz still liegst und versuchst zu schlafen.“ „Ja“, sagte er und schloß die Augen. „Schläft er?“ fragte Josephine nach einer Weile mit weicher Stimme. „Nein“, sagte der Arzt, indem er die Hand von der Stirne des Soldaten nahm, „er ist tot.“ —

Seite 42—46

„Wollen Sie nicht kommen und nach ihm sehen, Herr Doktor?“ sagte Josephine, „er ist so blaß, und seine Hände sind so kalt.“

Sie knieten zu beiden Seiten bei einem jungen deutschen Soldaten. Seine Augen waren sanft und hellblau; sein Haar lockig und sehr blond, die zarte Linie der bleichen Wangen fast mädchenhaft. Er schien kaum achtzehn! „Ich bin sicher, er ist im gleichen Alter wie Jean“, sagte Josephine. „Ich wußte nicht, daß die Deutschen so aussehen können; er sieht nicht aus, als ob er jemandem etwas zuleide tun könnte. Ich wollte ihm etwas Milch geben, aber ich fürchtete, er kann nicht schlucken“, sagte sie.

„Bitte, sprechen Sie doch Deutsch zu ihm. Er ist bestimmt bei Bewußtsein, er versuchte etwas zu sagen, aber — leider! — kann ich seine Sprache nicht verstehen.“